

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

DER HERZOG VON WELLINGTON

Wellington ist einer der seltenen Heerführer, die sich auch an politischen Aufgaben wirklich bewährten. Sein Standort lag in der Richtung der legitimen Autorität — das ergab sich aus einer adligen Herkunft, aus der Schulung im vorrevolutionären Frankreich und aus der Gewöhnung an die strenge Hierarchie des Heeres. Aber eine andere Gewöhnung, die fortgesetzte Notwendigkeit, auf fernen Kriegsschauplätzen unabhängig zu entscheiden und schwerste Verantwortungen zu übernehmen, verhinderte zugleich, daß Wellington als Politiker zum unterwürfigen Diener des Monarchen und seiner Umgebung wurde. Als Heerführer stand er unausgesetzt in Opposition zu der einflußreichen, aber unbedeutenden Clique der «Gardereiter», welche seine Erfolge mit Argwohn sah und seine begründeten Forderungen nach Truppen, Waffen und Ausrüstung spät, unvollständig oder gar nicht erfüllte. Als Kabinettsmitglied und als Premier lebte er in Gegensatz zur Reaktion am Hofe, die jede Konzession an die religiösen Minderheiten, an die irischen Untertanen oder an die demokratischen Strömungen im Volk als Zeichen der Schwäche verabscheute.

Immerhin ging der Gegensatz zum Monarchen und den «Gardereitern» nie so weit, daß Wellington den Whigs sympathisch geworden wäre oder gar der Partei das Gewicht seines glanzvollen Namens geliehen hätte. Die Liberalen im Unterhaus beanstandeten und behinderten Englands Kampf gegen das revolutionäre Frankreich; ja, sie legten Wellington auch dann noch Steine in den Weg, als Napoleon die Republik durch ein persönliches und absolutistisches Willkürregiment ersetzt hatte. Wellington war seinerseits den geistigen Impulsen und den politischen Notwendigkeiten der Zeit zwar aufgeschlossen, soweit das einem Berufsmilitär eben möglich war. Aber er blieb ein Tory — im besten Fall ein aufgeklärter Tory. Als einer der ersten Großgrundbesitzer versah er sein Schloß mit einer Zentralheizung. Aber sein liebster Zeitvertreib war nicht die Lektüre kritischer Traktate und aufgeklärter Bekenntnisbücher, sondern — die Fuchsjagd.

In ähnlicher Weise gilt es auch, die Bedeutung des Politikers Wellington und das Gewicht der Politik in seinem Leben zu reduzieren. Nicht nur der Ruhm, sondern auch die wesentliche Leistung des Mannes liegen auf militärischem Gebiet — in der präzisen Ermittlung der Schwächen Napoleons, in der scharfsinnigen Ausnützung der strategischen und taktischen Fehler seiner Marschälle, in der nüchternen Beschränkung auf Aktionen, die seinen stets unterlegenen Kampfkräften entsprachen, und namentlich in der hartnäckigen Behauptung günstiger Defensivstellungen. Auf diese Weise gelangen Wellington die allmähliche Zermürbung der französischen Macht auf der iberischen Halbinsel, der Durchbruch durch die Pyrenäen, vernichtende Schlachten in Südwestfrankreich sowie namentlich der Endsieg bei Waterloo.

Diese eindeutig und einseitig militärische Begabung scheint schon an dem jungen Arthur Wesley zutagezutreten. In Eton und in der Gesellschaft wirkte er unbedeutend und farblos. An die Militärakademie von Angers wurde er schließlich gesandt, weil seine Mutter, in ihrem Stolz verletzt, ihrem Ehrgeiz enttäuscht, der Meinung war, er sei nur als Kanonenfutter und zu nichts mehr zu gebrauchen.

Aber Lady Mornington änderte ihre Meinung, sowie ihr Arthur in des Königs Rock gegenübertrat: «Sie hatte kaum den ersten Blick auf ihren jüngeren Sohn in seiner adretten neuen roten Uniform geworfen, als sie auch schon ihre Meinung über ihn wandelte. Der schlaksige magere Junge war in ihren Augen jetzt ein eleganter schlanker Jüngling; was früher als übertriebene Verslossenheit und Schüchternheit gegolten hatte, erwies sich jetzt in seinem wahren Licht als die einem Offizier und Gentleman anstehende Bescheidenheit; was früher als franzoöselndes Gehabe abgetan worden war, wurde jetzt als wahrhafter Geschmack, der der echtbritischen Nüchternheit eine verfeinerte Nuance verlieh, angesehen... Arthur war kein ‚Kanonenfutter‘ mehr, sondern ein ‚reizender junger Mann‘. Richard (der ältere einflußreiche Bruder) mußte veranlaßt werden, ‚etwas für ihn zu tun‘.»

Mutteraugen sind nicht unfehlbar. Aber hier hatten sie recht gesehen: Ein junger Mensch hatte die ihm gemäße Lebensform und Lebensrichtung gefunden. In ihrem Zeichen sollte er Großes leisten — für sein Vaterland wie für die zivilisierte Welt, die ihn nach Frankreichs Zusammenbruch den Soldaten Europas nannte.

Gestalt und Laufbahn dieses Mannes haben auffallend viele Züge gemeinsam mit Leben und Leistung von Feldmarschall Montgomery. Nur hat der Heerführer des zweiten Weltkriegs noch keinen so guten Biographen gefunden wie der Ueberwinder Napoleons, obgleich die Engländer sonst Meister sind in der hell-sichtig-distanzierenden und doch taktvollen Darstellung bedeutender Zeitgenossen. Ueber Wellington schrieb *Richard Aldington*, nach dem Vortritt zahlreicher anderer Forscher, ein geistvolles Buch, das unlängst in einer deutschen Bearbeitung von Harry Kahn mit gut gewählten Bildern beim Morgarten-Verlag in Zürich erschienen ist («*Leben und Leistungen Arthur Welleleys, Ersten Herzogs von Wellington*»). Das Werk ist reich, ohne sich an Einzelheiten zu verlieren. Es wird sichtlich von einer warmen Anteilnahme getragen: Aber statt der unreifen Abgötterei mancher George-Schüler zu verfallen, gibt Aldington seiner Verehrung eher Ausdruck in sarkastischen Bemerkungen über die Widersacher Wellingtons, in der kritischen Darstellung der Widerstände am Hofe von St. James, in Whitehall und bei den verbündeten Nationen. Persönlichkeit und Umwelt, militärisches Genie und menschliche Größe, Freunde und Feinde treten in klarer, aber fein nuancierter Zeichnung vor uns.

GEORG C. L. SCHMIDT

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Amerikanisches Religionsgespräch Die literarischen Konversionen des 19. Jahrhunderts haben mit Heine und Verlaine begonnen und zur Entstehung eines neuen Typus, des religiös-blasphemischen Dichters geführt. Ueberraschend schnell wurde der aufgeklärte Redaktor dementiert, der ein Manuskript mit der klassisch gewordenen Begründung retournierte: La question de Dieu manque d'actualité. Die Aktualität der heutigen religiös-mythisierenden Dichtung, in der Hellenismus, Katholizismus, Hinduismus dominieren, hat die *Partisan Review* an die Aktualität der Question de Dieu erinnert und sie zu einem Symposium veranlaßt, das unter dem Titel *Religion and the Intellectuals* im Februarheft begonnen hat und mit einer schon angekündigten umfassenden Diskussion im Korrespondenzteil mindestens bis ins Maiheft reichen wird. Unter den ersten Veröffentlichungen ragen die Beiträge von *H. W. Auden* und *John Dewey* hervor. Man wird unter den weiteren Voten Philosophen,

Theologen, Dichter, Kritiker, wie James Burnham, Sidney Hook, Dwight Macdonald, Jacques Maritain, Meyer Shapiro, Allen Tate, Paul Tillich u. v. a. lesen. Die Diskussion wird sich an die Grundfragen halten, die von den Herausgebern *William Phillips* und *Philip Rahv* dem Symposium vorausgeschickt wurden. Da man auf das Ende warten muß, um sagen zu können, ob besonders der redende Dichter mehr weiß als der gestaltende, gebe ich die Thesen zunächst zusammenfassend wieder — vielleicht veranlaßt das auch Schweizer Autoren, sich im Korrespondenzteil in die Diskussion einzuschalten. Wenden sich die Fragen auch nur an Schriftsteller englischer Sprache, so ist natürlich niemand von der Antwort ausgeschlossen.

Bei einem Rückblick auf die letzten fünfzig Jahre bemerkt man, daß der erwartete Triumph des naturalistischen Denkens ausgeblieben ist und die Mitte des Jahrhunderts das dichterische und das soziale Denken auf der Rückkehr zu religiösen Lebensauffassungen erblickt. Die Annahme jener naturalistischen Zeit, daß eine künftige Gesellschaft sehr gut ohne Religion bestehen könne, wird immer mehr bezweifelt. Die großen Massen der westlichen Länder sind zwar agnostisch, haben aber die Tendenz, ganz wie im Osten, den Inhalt, aber nicht die Form religiöser Ueberzeugungen zu wechseln. Allgemein entsteht der Zweifel, ob eine areligiöse Kultur überhaupt möglich sei? Zunächst ist das religiöse Neuerlebnis der Gegenwart auf geistige Eliten beschränkt. Von einer religiösen Massenbewegung ist noch nichts zu bemerken. So stellt sich die Frage: Haben wir es mit einer bloßen Reaktion des Zeitgeistes zu tun, und worauf erfolgt sie? Oder stehen wir vor einer geschichtsbildenden Neuorientierung unserer Gesellschaft?

Das Symposium der *Partisan Review* will aber auch erfahren, worin denn nun eigentlich die neue Religiosität besteht. Neben Dichtern, die in den Raum der dogmatischen Kirchen zurückgekehrt sind und seine Grenzen respektieren, stehen andere, die man im Deutsch der Reformationszeit Schwarmgeister nennen möchte. Sie suchen Gott auf eigenen Wegen, weil ihnen der offenbarte Gott der Religionen ferne bleibt. Aber von welchen Voraussetzungen gehen sie aus? Wie denken sie über die Frage der ersten Ursache? Entstammt die neue Religiosität sozialer Enttäuschung, ist der Glaube an den gesellschaftlichen, weltlichen, psychischen Fortschritt aufgegeben oder ist das Soziale, losgelöst vom Atheismus des 19. Jahrhunderts, ein neuer religiös begründeter Auftrag geworden?

Wie steht es aber mit der Begründung der neuen Religiosität? Welche neuen Argumente sprechen jetzt und hier für den Glauben an eine Offenbarung, an das Wort, das Fleisch geworden ist, an die Trinität, an die unbefleckte Empfängnis? Gibt die neue Religiosität das wissenschaftliche Denken preis, und wie steht sie dann zum Spalt zwischen Wissen und Glauben? Außer echter Gläubigkeit gibt es auch den Glauben als Voraussetzung der Klassengesellschaft, wie ihn *Maurras* vertritt. Wenn es aber zu einer neuen religiösen Kultur käme, wird sie überhaupt, wird sie bedingt, wird sie unter anderem christlich sein? Ein neuer religiöser *Pluralismus* macht sich kund, ein neuer Synkretismus von Christentum und Vedanta (Huxley), eine Trennung von Religion als Bewußtsein und Religion als Glaube, die Heidegger und Malraux vorbereiten, wenn auch nicht aussprechen. Ist es möglich, ein religiöses Grundbewußtsein vom schlichten Credo an eine supranaturalistische Macht zu trennen? Das alles sind Fragen, die mehr philosophisch als religiös gestellt sind; die sich mehr an den Kritiker der heutigen dichterisch ausgedrückten Religiosität wenden als an den Dichter, der sie ohne theologisches Selbstbewußtsein wiedergibt, und so werden wahrscheinlich die Dichter auf die Antwort ihrer Werke verweisen und diese ihre Religionsgestaltung dem Religionsgespräch vorziehen.

Außer dem neuen Glauben, gibt es auch einen *neuen Atheismus*, dessen immanent religiöse Dynamik Jacques Maritain in zwei wie immer reichen und schönen Studien *On the Meaning of Contemporary Atheism* in *The Review of Politics* (XI/3) und in *The Listener* (1102) behandelt. Beide Arbeiten stimmen nicht ganz überein; sie gehören zum Gedankenkreis von Maritains Buch *A New Approach to God, in our Emergent Civilization* (New York, Harpers 1947). Maritain unterscheidet *dreierlei Atheismen*: den *negativen*, den *positiven*, den *absoluten*. Der negative verwirft die Idee Gott und beansprucht eine gottgleiche Unabhängigkeit. Er erreicht sie (wie Dostojewskijs Kirilow) im Selbstmord.

Der *positive Atheismus* sollte besser Anti-Theismus genannt werden. Er ist vom heroischen Willen erfüllt, die ganze Welt, eine neue Welt menschlicher Werte zu erschaffen. (Nietzsche, atheistischer Existentialismus.) Er entwickelt sich zum *absoluten Atheismus*. Er wird nicht durch die Abwesenheit des Glaubens, sondern durch den Kampf gegen den Glauben charakterisiert, der aber selbst ein neuer Glaubenskrieg ist. Hervorgegangen aus einem Akt moralischer Selbstbestimmung, leugnet er nicht die Welt von Gut und Böse, behält sich aber seine eigene Auswahl vor. Um seiner Entscheidungen willen widersetzt er sich jeder möglichen Resurrektion Gottes im Menschen. Früher oder später macht er nämlich die Erfahrung einer uns innewohnenden Transzendenz, und gegen diese neue Tatsache führt er den Glaubenskrieg des negativen Atheismus in umgekehrter Richtung. Er will jede Religion zum Verschwinden bringen, und ist dabei selbst ein religiöses Phänomen. Die völlige Verneinung der Transzendenz führt ihn zur Annahme einer völligen Immanenz und zu den sich daraus ergebenden neuen Verpflichtungen. Der positive Atheist ist opferbereit, und bereit, andere zu opfern, besonders dem *Minotaurus der Geschichte*. Er geht vom Recht der absoluten Freiheit des Menschen aus und endigt bei der absoluten Pflicht des Menschen, sich und seine Freiheit aufzugeben. Bestimmte früher die Ewigkeit den Menschen, so jetzt die Zeit. Der Mensch, der kein Ebenbild Gottes ist, wird zum Abbild historischer Umstände und Aufgaben. Statt für das Ewige opfert er sich für das Zeitliche. Der positiv-absolutistische Atheist ist bis zum Mystizismus uninteressiert an persönlichen Schicksalen. Daher die materielle Macht, über die der atheistische Revolutionär verfügt, während er im Geistigen versagt.

Aber, wer ist nun der Stärkere? Der Revolutionär oder der *Heilige*? Der positive Atheist, diese Mißgeburt eines Heiligen, oder der Heilige, dieser verfehlte Revolutionär? Während der Heilige nicht heilig genug ist, wenn er in seinen zeitlichen Aufgaben der Menschheit gegenüber versagt, ist der positive Atheist nicht Atheist genug, wenn er an Stelle des einen und wahren Gottes einer Reihe neuer Gottheiten sich und andere opfert: dem Gott der «Geschichte», der «Entwicklung», der Offenbarung einer «endgültigen Emanzipation». Zu diesem Atheisten gehört das Gegenbild des Heiligen, der nicht mehr, wie Thomas von Aquino oder Vincent de Paul, sich von allem befreit und um Gottes willen seine Freiheit in den Dienst der Menschheit stellt. Das *wahre Glaubensziel* verlangt dagegen von uns ein Leben, das gar nicht gelebt werden könnte, wenn Gott nicht existierte. Dann erst kann die evangelische Hoffnung eine wirkende Kraft der Geschichte werden.

Fazit im Purgatorium Das Fazit einer Zeitschrift und ihrer Zeit, nämlich der gemeinsamen vier Jahre von der Kapitulation bis zur Bildung von zwei deutschen Staaten, versucht *Dolf Sternberger* im letzten Heft der *Wandlung* beim Abschied von einer Lesergemeinde, nicht von einer Aufgabe, zu

ziehen. Hauptthemen der Zeitschrift werden auch in den Beiträgen der Mit-herausgeber und Mitarbeiter resümiert und als Aufgaben, Forderungen, Erwartungen noch einmal zusammengefaßt: von *Karl Jaspers* philosophisch, von *Alfred Weber* soziologisch, von *Marie Luise Kaschnitz* lyrisch. Aber wo stehen wir 1950? *Hans Kohn* setzt den Beginn des letzten Jahrhunderts mit 1848 an. Es war das Ende des 18. «Jahrhunderts», und der Beginn des 19. Die Geschichte widerlegte die optimistischen Glaubensreste an die Republik der Vernunft. Es entstanden die neuen Massenkräfte des «Nationalismus» und «Sozialismus», der Abfall vom schönen Glauben, an die *eine* Menschheit. Der Kosmopolitismus erlosch vor den Ansprüchen einer neuen Exklusivität, die Völker und Klassen stellten. Der Mensch wurde weniger als seine Klasse — oder eine andere; das Volk mehr als ein anderes und als die Menschheit. Aber nach hundertjähriger Erfahrung hat sich die schon 1849 ausgesprochene Befürchtung von *John Stuart Mill* nur zu sehr bewahrheitet: «Das Gefühl der Nationalität hat ein solches Uebergewicht über die Freiheitsliebe erhalten, daß die Menschen bereit sind, ihren Herrschern bei der Unterdrückung und Vernichtung der Freiheit und Unabhängigkeit solcher Völker Beistand zu leisten, die nicht zu ihrer Rasse gehören oder ihre Sprache sprechen.» War 1848 der kaum bemerkte Beginn eines neuen Zeitalters, so könnte es auch 1950 sein.

Welchen Beitrag haben aber die Deutschen zu einer neuen Entwicklung seit 1945 geleistet, fragt *Alfred Weber* in seinem Abschiedswort. Ohne das Beschämende, das sich allerorten abspielt und durch eine noch beschämendere, mitverantwortliche Antipathie gefördert wird, im geringsten leugnen zu wollen, schließt doch der Heidelberger Soziologe hoffnungsvoll seinen Rückblick auf die «bisherige Purgatoriumszeit» ab, mit ihrer Wiederherstellung der «vested interests» in der Wirtschaft, in der Bürokratie, in der durch das Listenwahlrecht neu begründeten Herrschaft der Parteisekretäre: «Deutschland hat das Glück, in der... *jungen Generation*... beispielhaft ausgezeichnete junge Kräfte zu besitzen, denen der notwendige Geist in ihren besseren Köpfen aus bitterster eigener Erfahrung selbstverständlich ist. Diese Generation würde, wenn sie heute schon die Macht hätte, wie ich nicht zweifle, begreifen, was versäumt ist und, wie ich gleichfalls nicht bezweifle, die Entschlußkraft besitzen, das Versäumte nachzuholen.» Da auch Webers Heidelberger Universitätskollege *Willy Hellpach* kürzlich in der *Neuen Zürcher Zeitung* feststellte, daß seit Jahrzehnten selten eine Generation es mit Lernen, Bilden, Berufsschulung so ernst nahm wie die heutige, könnte man ihre Abkehr vom öffentlichen Leben als vorbereitende Sammlung zu einem neuen Anfang deuten.

Die Apathie des großen, gebildeten Publikums wird sowohl im «Fazit» von *Sternberger* wie in gelegentlichen redaktionellen Bemerkungen der *Frankfurter Hefte* drückend empfunden. Die geistige und moralische Erregung, die es noch 1945 gab, ist wie abgestorben. 1945 wurde noch ein Aufsatz von *Hannah Arendt*, *Organisierte Schuld*, der die Kollektivschuld-These zu entkräftigen sucht, mit einer Fülle von Leserbriefen beantwortet. Ein Aufsatz derselben Autorin in der «Wandlung» über *Konzentrationslager* blieb 1948 ohne jedes Echo. Eine ähnliche Erfahrung machten die *Frankfurter Hefte* mit einem Beitrag von *Peter Halm*, einem deutschen Juden, der seine neue Existenz in der Emigration aufgab und zurückkehrte, weil er sich als Deutscher fühlte, und der seine neue Auswanderung erwägt, weil eine «ungewandelte Haltung» zusammen mit Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschehenen ihm das Leben verbittert. Die «Frankfurter Hefte» haben bereits zwei Diskussionen über die Judenfrage geführt und den Brief veröffentlicht, mit dem *Martin Buber* Eugen Kogon dankte: «In einem *an echter Kommunikation so verarmten Raum* wie dem unserer heutigen Erde, ist man, meine ich,

gehalten, Mal um Mal etwas zu tun, was einem in jedem früheren nur selten einmal beikam: wenn einem eine Menschenstimme, vox realiter et essentialiter humana, ans Ohr dringt, dem Sprecher mitzuteilen, daß man ihn vernommen hat.»

Diese «Verarmung an echter Kommunikation» ist es vor allem, was aktive Menschen, die sich in der «Wandlung» und in den «Frankfurter Heften» Organe der Kommunikation schaffen wollten, ermüdet. Um so lebhafter sind die Beschwerden der Leser über die anstrengende Kost, die ihnen gute Zeitschriften bieten. Die Apathie des Denkens stößt sich am Inhalt, an der Form, ja sogar am Wortschatz wichtiger Beiträge. Die «Frankfurter Hefte» berichten, daß sie einen Aufsatz von Professor *Alois Dempf* mit dem Autor zusammen «übersetzen» mußten, bevor sie ihn ihren Lesern vorzusetzen wagten. Die Redaktionen fürchten den Gebrauch von Fremdwörtern, wissenschaftlichen Ausdrücken, ungewohnten Wendungen. Daß sich unter diesen Umständen anspruchsvolle Zeitschriften nicht halten können, beweist der Schrumpfungsprozeß, der jetzt auch das Ende der *Hamburger Akademischen Rundschau* beschleunigt hat. Die «Frankfurter Hefte» sind von einer Auflage von 75 000 zu einer Auflage von 25 000 herabgefallen, haben aber ihren Umfang von 88 Seiten auf 120 Seiten erweitert. Und dennoch können sie ihrer Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie ihrem Programm getreu Beiträge «im Stil einer Vorverdauung für Zahnlose (digest)» ablehnen.

In Deutschland und Oesterreich sehen sich anspruchsvolle Zeitschriften vor dieselbe Volkserziehungsaufgabe gestellt. Sie können sich nicht an die Massen wenden, sondern nur an Minderheiten; sie schreiben nicht für *Eliten*, die existieren, sondern für neu zu bildende. Sie müssen sich von zahlungsfähigen Lesern abwenden, ohne sich das leisten zu können. Gewisse katholische Zeitschriften haben dieses Dilemma durch Verpflichtung des Klerus zum Abonnement gelöst; daher ihre überraschende, rücksichtslose aber heilsame Behandlung schwieriger Probleme in gedrungener Form. Qualität kann nur durch Qualität herangebildet werden. Und so mögen Zeitschriften die Beschwerdebriefe der Leser mit dem Goethewort erwidern: «Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.»

Kurze Chronik Briefe von und über *Jean Paul* und *Kleist* veröffentlicht die *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* (2). Neu ist die Mitteilung Wilhelm von Gerlachs, daß *Kleist* schon mehrere Jahre, bevor er die krebserkrankte *Henriette Vogel* erschoss, seinen Bruder zu erschießen als seine Pflicht ansah, wenn die Aerzte sein Leiden für unheilbar erklären würden. — Der *Mercure de France* beginnt das Märzheft (1093) mit einer schönen Uebersetzung des «*Rheins*» von *Hölderlin*, in der *Armel Guerne* Text und Ton überzeugend wiedergibt. Im gleichen Heft eine Studie von *Claude Aveline* über die Bedeutung der *Religieuse Portugaise* für *Stendhal* und *Rilke*. *Rousseau* glaubte, daß ihre Briefe von einem Mann geschrieben seien. — Junge Leute geben anonym in *Carcassonne* eine Zeitschrift *Cahiers de Banc* heraus. Ihr Schicksal war und ist: «avant 1939 trompés, de 40 à 45 assassinés, de 46 à aujourd'hui bafoués... dégoûtés.»

FELIX STÖSSINGER